Unsere Mütter sind tot

Unsere Mütter sind tot. Marthas und meine Mutter sterben im Abstand von einer Woche. Dabei haben ihre Tode nichts miteinander zu tun: keine Krankheit, kein Unfall, kein gemeinsamer Ort, der sie beide hält. Unsere Mütter sterben im März.

Wir glauben jetzt an Zufälle.

Zufälle wie: Ein Baum wirft Schatten, der mit den Bewegungen eines vorbeiziehenden Vogels spielt.

Wie: Ich mische Rot und Grün und es wird Gelb, und kenne die additive Farbmischung noch nicht.

Wie: Zwei Mädchen verlieren zur selben Zeit ihre Mütter und fangen an, einander zu halten.

Unsere Mütter sind tot, und wir geben uns den kleinen Fingerschwur– direkt danach, als Martha auf meinem Holzbett sitzt und gar nichts sagt, nicht weint, nur die Ohren meines Kuscheltierhasen zupft. Wir legen unsere Finger aneinander wie Fadenkreuze und schwören uns, uns die Aufbahrungen der Körper anzusehen, keinen Blick abzuwenden, selbst wenn der Anblick unerträglich wird. Martha sagt: Sonst werden wir das später mal bereuen, und knipst ein Foto von den toten Körpern mit ihrem Handy. Wir schwören uns, die Hände zu halten, Knöchel auf Knöchel zu pressen, bis es weh tut und wir nicht mehr wissen, ob der Schmerz davon oder vom Anblick der Särge unserer Mütter, die in die Erde gehoben werden, kommt. Wir schwören, die Gäste mit ihrem Beileid stehen zu lassen. Wir schwören, allem, was kommt, standzuhalten – den Fragen. Vor allem den dummen Fragen.

Unsere Mütter sind tot, und Martha und ich müssen trotzdem erwachsen werden. Also rasieren wir uns die Beine das erste Mal mit Rasierschaum und rosa Einwegklingen im Kandelbach. Wir spülen den Schaum mit kaltem Wasser ab. Der Schaum fließt langsam, bleibt hängen im Schilf. Dann rasieren wir uns ein zweites Mal – diesmal auch die Zehen und die Fußrücken. Jetzt stehen wir hüfthoch im Wasser, nehmen eine neue rosa Klinge und rasieren uns die Haare am Bund unserer Unterhose. Martha hält mein Kleid. Die Haare unter der Unterhose will ich Martha nicht zeigen – vielleicht, weil sie mehr Haare haben könnte. Oder weniger. Bei unserer ersten Rasur im Kandelbach schneiden wir uns kein einziges Mal. Alles ist glatt. So glatt. Und wir sind so stolz darauf.

Unsere Mütter sind tot. Unsere Väter nicht. Marthas Vater heißt Ingo und nennt sich selbst *Vermittler für religiöse Gesetze.* Er geht mehrmals die Woche zur Messe, zur Maiandacht und Beichte. Am liebsten mag er das Rosenkranzgebet. Er sagt: Eine wahre Frau ist eine, die betet. Und fällt von seinem Glauben ab, als Martha Jahre später vor seinen Augen eine Frau küsst. Mein Vater heißt Michael und kennt keine religiösen Gesetze. Mein Vater kennt nur sich selbst und schreibt mir jedes Jahr die gleiche Geburtstagskarte und spricht von Unkosten, wenn ich ihn nach Taschengeld frage. Vater hat jetzt eine Freundin, die dreißig Jahre jünger ist – und fünf Jahre älter als ich. Ich komme nicht hinweg über meinen Ekel. Ich habe einen zweiten Vater. Der wechselte von Jahr zu Jahr, nach den Launen meiner Mutter. Mein letzter zweiter Vater heißt Bernd. Aber Bernd verließ meine Mutter während ihrer ersten Chemotherapie, kaufte sich einen Sportwagen und rote Neonröhren für den Fernseher. Ich wusste nicht, zu welchem Vater ich nach Mutters Tod gehen soll. Es wurde entschieden, dass der erste Vater die beste Alternative ist.

Ob wir jetzt trotzdem noch Mütter werden können – ohne Mütter? frage ich Martha. Am Ende werden wir Mütter wie Väter. Und dann sollten wir lieber gar keine Mütter werden.

Unsere Mütter sind tot, und wir schwimmen weit hinaus, trocknen uns in der Sonne auf einem blauen Ponton, beobachten die Vögel, die hinter dem See, hinter den Bäumen über den hohen Gebäuden kreisen. Wir cremen uns die Rücken ein, fahren mit den Fingern unter den Stoff, den Nacken und die Zehen entlang. Wir verschränken unsere Zehen miteinander. Ich drücke Martha auf die rote Haut, bis weiße Kreise entstehen. Wir essen Wassermelone und Frikadellen, suchen Formen in den Wolken und finden viereckige Kleeblätter an unseren Handtuchrändern. Wir nennen das Glück und meinen es nicht ernst. Ich lege meinen Kopf auf Marthas Bauch und puste ihr Wassertropfen in den Nabel. Wir lachen bis zum Umfallen, als Martha vom Schatten ins Wasser rennen will, in einer Kuhle im Sand stolpert, wegknickt und hinfällt. Wir lachen, bis das Lachen zum Weinen wird, und halten uns in der Sommerhitze im Arm.

Unsere Mütter sind tot, und ich bekomme meine erste Periode. Ich lege mir zehn Schichten Klopapier in die Unterhose, aber alles Rot läuft daran vorbei oder hindurch. Ich zerdrücke Blutklumpen zwischen meinen Fingern und lasse sie auf meiner Haut trocknen. Ich traue mich nicht, es meinem Vater zu sagen. Weder dem ersten noch einem der zweiten Väter. Martha fragt ihre Schwester. Martha steht neben mir in der Schultoilette, als ich versuche, einen Tampon in meine Vagina zu stopfen. Es gelingt mir nicht und wir schmieren Nivea Creme auf den Tamponkopf. Jetzt ist er drin, aber tut weh. Martha läuft zum Drogeriemarkt und klaut Binden. Ich warte auf der Schultoilette. Wir verpassen zwei Stunden Erdkunde, bekommen einen Klassenbucheintrag. Es fühlt sich an wie Windelntragen, und Martha läuft hinter mir, gibt mir Sichtschutz.

Unsere Mütter sind tot, und wir probieren diese Sache mit Gott und suchen heilige Orte auf, wo wir stillsitzen und hoffen und hoffen und hoffen. Wir formulieren Gebete, dass Gott sich uns doch offenbaren möge auf unserem Heimweg nach der Schule. Wir suchen nach Zeichen in allem. In Ameisenstraßen, in doppelt gezogenen Kondensstreifen, in der Anzahl der Kiesel auf dem Bordstein. Und jedes Mal, wenn das Zeichen ausbleibt, sagen wir: Es war zu viel verlangt. Vielleicht braucht Gott mehr Zeit und wir wiederholen unsere Gebete. Verändern sie. Halten sie vorsichtiger. Bis wir beschließen: Wir glauben nicht mehr an Gott. Aber vom Beten hält uns das nicht ab.

Unsere Mütter sind tot, und jeden ersten Dienstag im Monat beschreiben, wir sie einander. Marthas Mutter hatte wirre Locken, die in alle Richtungen wuchsen und im Sommer Sprossen auf dem Nasenrücken. Marthas Mutter hieß Magda, sang im Kirchenchor und spielte sonntags Blockflöte beim Frühstück. Sie kochte jeden Morgen vor der Arbeit, damit mittags etwas Warmes auf dem Tisch stand. Sie mochte Postkarten mit Sprüchen wie: *Die Küche ist zum Tanzen da* und *My English is not the yellow from the egg, but it goes*. Marthas Mutter backte Kuchen – einfach so. Sie versuchte jeden Tag, die Dunkelheit wegzugraben, zu hacken, zu säen. Magda pflanzte Staudenbeete, Wildkräuter, Anemonen, Zitronenbäume. Statt eines Zauns setzte sie Indianernesseln und weißen Meerkohl. Meine Mutter hieß Lidwina. Lidwina – wie die niederländische Heilige. Aber meine Mutter war keine Heilige. Als Kind bekam sie für alles das nasse Küchenhandtuch in den Nacken. Lidwina sollte Jura studieren, weiße Blusen tragen. Nicht mit zwanzig schwanger werden. Lidwina wählte den falschen Vater für ihr Kind. Sie rauchte und trank zu viel Rotwein – am Abend, manchmal morgens. Mein Großvater sagte: Deine Mutter macht alles falsch. Dabei wurde sie nie betrunken am Steuer erwischt. Und wenn sie zum Elternsprechtag ging, hauchte sie mich davor an und sagte: Geht klar, oder?

Martha und ich hatten keine Väter.

Wir hatten Mütter.

Unsere Mütter sind tot, und wir denken uns andere Leben für sie aus – in Feriencamps, beim Wiedersehen mit alten Bekannten, wenn jemand fragt, wer uns abholen kommt. Dann sagen wir: Unsere Mütter sind gerade in Mailand. Sie sitzen in Bars, rauchen Zigarillos mit Vanillepapier, tragen weite Kleider und halten Zeitungen in der Hand. Unsere Mütter sind unterwegs – verschwinden durch Spiegelschränke, steigen als Dampf aus Thermoskannen auf, fliegen nach Chicago, Buenos Aires, Stockholm. Meine Mutter ist Ornithologin. Sie spricht mit Krähen, übersetzt ihre Rufe ins Lateinische und notiert sie auf Brotpapiertüten. Marthas Mutter züchtet Otterhounds für die Otterjagd und muss deshalb für lange Zeit ins Gefängnis. Natürlich besuchen wir sie. Unsere Mütter wickeln sich in ihre Mäntel und gehen als Brieftauben durch. Sie fliegen durch Gewitter, landen auf Bahnhofsuhren, trinken Kaffee aus Suppenkellen und schreiben Postkarten mit Briefmarken aus Ländern, die es nicht mehr gibt. Sie sind beschäftigt. Sehr beschäftigt. Unsere Mütter sind Amazonen. Sie zielen und schießen Pfeile auf die Brüste von Männern. Sie falten Origamivögel und lassen sie durch fremde Küchenfenster fliegen. Marthas Mutter spielt Schach mit verbundenen Augen. Meine Mutter ist in russischer Gefangenschaft und trägt einen Sonnenhut hinter Gittern. Unsere Mütter sammeln jetzt Modelleisenbahnen.

Wir sagen:

Ja.
Unsere Mütter sind sehr glücklich.

Unsere Mütter sind tot, und Martha sagt:

Aber wir haben ja noch uns.

Unsere Mütter sind tot, und wir hoffen jeden Tag, dass sie zu uns zurückkommen. Ich sehe es in Marthas Blicken und ihrem Zucken, wenn ein Fenster schnell zuschlägt, es Frühling wird, wieder und wieder, wenn das Telefon klingelt und niemand etwas sagt, wenn es an der Tür läutet an einem Feiertag. Dann hält Martha inne. Denkt: Das muss Mutter sein. Draußen auf der Matte. Hat den Schlüssel vergessen, sich im Tag geirrt, im Jahr vielleicht. Ist jetzt in aller Hast heimgekehrt.

Unsere Mütter sind tot. Und wir suchen Trost in der Liebe – in Küssen und Umarmungen auf dem Pausenhof, in Zimmern mit PlayStations und Schubladen voller vollgewichster Papiertücher. Wir denken: Das wird schon gehen. Irgendein Junge wird uns so liebhaben wie unsere Mütter. Felix soll Martha lieben. Aber Felix ist ein Halbstarker. Und mit Halbstarker meine ich: Er will Martha nicht lecken, wenn sie nicht rasiert ist. Er schreibt heimlich Facebook-Nachrichten an Mädchen, tausend Kilometer entfernt, mit Komplimenten und Liebeleien, die er Martha nie zugestehen würde. Und wenn Martha weint, sagt er nur: Alles gut. Es wird alles gut. Theo soll mich lieben. Und Theo leckt mich immer. Egal ob rasiert oder nicht. Ob Periode oder nicht. Schließlich mache ich es auch bei ihm – ob geduscht oder nicht, nach dem Sport oder nach drei Tagen in derselben Unterhose. Aber Theo hat andere Probleme. Zum Beispiel, dass er manchmal mit dem Luftgewehr aus dem Badezimmerfenster schießt. Und sich am selben Tag nicht traut, ohne Taschenrechner einkaufen zu gehen. Zum Geburtstag drückt er mir einen Fünfzig-Euro-Schein in die Hand und sagt: Für neue Brüste.

Ich glaube nicht, dass Jungs einen so liebhaben können wie Mütter.

Aber Martha kann.

Unsere Mütter sind tot, und wir klauen zuerst Kaugummis, dann Crop-Tops bei C&A, später Wodkaflaschen vor den Abenden in Felix' Schrebergarten. Wir sagen uns, wären unsere Mütter noch da, hätten sie uns das gekauft. Den Glitzer, den Stoff, den Rausch. Wir werden erwischt bei Peek & Cloppenburg. Der Ladendetektiv leert unseren Rucksack auf den Boden und findet einen Magnet, eine Zange und einen gelben Lacoste- Pulli. Er schreit uns an, sein Kopf wird ganz rot, seine Krawatte ist zu eng. Martha fängt an zu lachen. Der Ladendetektiv brüllt: Ausziehen. Und Martha spuckt ihm vor die Füße: Fick dich. Wir ziehen uns nicht aus, weil Martha nicht aufhört zu schreien und die Kunden auf uns aufmerksam macht. Unsere Väter müssen uns abholen. Sie verstehen Marthas Aufstand nicht. Wir dürfen uns eine Woche nicht sehen.

Unsere Mütter sind tot –

und Martha sagt: Genug. Hör auf, jeden deiner Sätze so zu beginnen. Irgendwann ist es genug. Wirklich genug.

Es wird Sommer und Herbst. Es wird Winter und Frühling. Wir werden älter und geben uns nicht länger der Hoffnung hin, unsere Mütter würden zurückkommen. Wir verlassen die Schule, und Martha schüttelt die Schulzeit ab wie etwas, das sie nur noch loswerden wollte. Sie sagt: Genug mit der Traurigkeit. Genug mit Müttern, die durch Spiegelschränke verschwinden und Origamivögel falten. Deine Mutter starb an einem Tag im März, im Flur eines Krankenhauses, das Bett auf dem Gang, weil es keine Zimmer mehr gab – die roten Lichter, das Gedränge, und hektisches Hoch- runterlaufen von Pflegern und Gästen, dem konnte sie nicht mehr standhalten. Sie ging auf die Toilette und kam nicht wieder zurück. Du hast dich nicht verabschiedet. Und meine Mutter starb an einem Tag im März, weil sie das Leben satthatte. So satt, dass sie sprang – in den Fluss. Der Aufprall auf der Wasseroberfläche brach ihr alle Knochen. Wir können froh sein, dass die Strömung sie mitnahm. Und nicht zu uns zurückbrachte. Ich habe mich nicht verabschiedet.

Unsere Mütter sind tot.

Martha zieht nach Mainz und lässt mich zurück, in der Stadt, in der unsere Mütter starben. Sie findet ein Zimmer mit einer großen Fensterbank, stellt eine Monstera drauf, daneben das Bild von uns am See. Ich schenke Martha eine Kiste. Darin: getrocknete Anemonen, Notenblätter, Herbort von Fritzlar: Liet von Troye mit gelb markierten Zeilen. Martha schiebt die Kiste unters Bett – zu der zweiten Bettwäsche, den Schuhen, die sie nicht mehr trägt. Martha und ich schreiben jetzt mehr, als dass wir uns sehen. Jeden März schicke ich eine Postkarte: Schon wieder ein Jahr vergangen. Martha sammelt die Karten in einem Umschlag im Hausflur. Bald – bald werden wir mehr Zeit ohne unsere Mütter als mit ihnen verbracht haben. Martha sagt: Ich rufe dich morgen an. Aber morgen ist voll, morgen wird übermorgen, wird ein anderer Monat. Und während Martha in Mensen sitzt, neue Menschen trifft, in Nächten über Fichte, Hegel, Kant schreibt, frage ich mich: Ob es doch Absicht war, ob der Zufall einer Regelmäßigkeit unterliegt, irgendwo verzeichnet, wer wann wo geht, wer bleibt und zurückgelassen wird?

Unsere Mütter sind tot. Marthas und meine Mutter sterben im Abstand von einer Woche. Dabei haben ihre Tode nichts miteinander zu tun: keine Krankheit, kein Unfall, kein gemeinsamer Ort, der sie beide hält. Unsere Mütter sterben im März.

Ich glaube jetzt an Zufälle.

Zufälle wie: dass zwei Mädchen zur gleichen Zeit ihre Mütter verlieren – und einander auffangen, ohne zu wissen, wie lange sie das schaffen können.